

# Notkers Weihnachtshymne

Autor(en): **Steinen, Wolfram von den**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **10 (1942-1943)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759905>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Notkers Weihnachtshymne

Von Wolfram von den Steinen

Er, geboren vor der Zeit, Gottes Sohn,  
Unsichtbar und raumlos, grenzenlos ---

Durch den der Bau entsteht des Himmels, der Erde  
Und des Meers und was in ihnen lebt,

Durch den Tage und Stunden sinken  
Und dann wiederum zum Anfang gehn,

Den im Aetherpalast die Engel  
Stets besingen wie aus Einem Mund ---

Er hat nun hinfälligen Erdenleib,  
Frei vom Makel  
Des Erbvergehens, aus dem Blut  
Der Jungfrau Maria angetan,  
Um des Erzvaters Verfehlung  
Zu sühnen und der Eva lose Art.

Davon weiss der heutige kurze Tag,  
Der vorleuchtend,  
An Dauer schon zunehmend ist,  
Weil die wahre Sonne, neugezeugt,  
Das uralte Weltendunkel  
Mit ihrem Strahlenpfeil vertrieben hat.

Nicht mangelt der Nacht  
neuschimmernder Stern:  
Er schreckte die kundigen  
Augen der Weisen.

Nicht fehlte der Hut  
der Hirten das Licht:  
Sie streifte die Klarheit  
der himmlischen Helden.

Freu dich, Gottes Erzeugerin:  
Dich umringen an Hebammenstelle  
Engel, welche die Herrlichkeit  
Gottes besingen.

Christus, Vaters einziges Kind,  
Der du Menschenwuchs um unsertwillen  
Angenommen: belebe sie,  
Die vor dir knieen,

Und deren Schicksale selbst zu teilen  
Dich gut dünkte, Jesus,  
Sei gut und empfang auch  
Deren Gebete,

Dass gütig du sie erheben wollest,  
Zu teilen, du Höchster,  
Dein göttliches Schicksal,  
Kind du des Höchsten.

Den Namen Notker († 912) kennt jeder, aber nur sehr wenige wissen, warum man ihn eigentlich kennt. Er hat gedichtet, sagt man — und darum wollen wir ihn denn auch „Notker der Dichter“ nennen: denn der zeitgenössische Uebername Balbulus, der Stammer, womit man den Lebenden von ein paar Namensvettern unterschied, möchte nun doch wohl um ein Jahrtausend veraltet sein. Also ein Dichter; vielleicht der grösste, der aus Schweizer Landen bis heute gewachsen ist. Aber was gibt es von ihm? Viele sagen: das Media Vita. Allein, so herb und grossartig dessen zwölf Zeilen klingen, von Notker sind sie erwiesenermassen nicht, sondern 200 Jahre später als er gefunden. Andere, authentische Verse Notkers wissen nur die wenigsten zu nennen. Es scheint mit dem alten Mönch von St. Gallen nicht viel anders zu stehn als mit dem Dichter der Messiade: Wer wird nicht einen Notker loben? Doch wird man ihn drum lesen? Nein! — Wir wollen weniger erhoben und fleissiger gelesen sein!

Das „fleissiger Lesen“ ist hier aber nicht so leicht; und dass es auch bei denen wenig geschieht, die sich sonst gerne Blüten anderer Jahrtausende pflücken, das hat zwei gewichtige Gründe. Der eine: es gab bisher keine Gewissheit darüber, welche Gedichte in einer Masse von anonym überlieferten eigentlich Notker zum Verfasser haben. Sein Werk festzustellen wollte der Wissenschaft nicht gelingen, und seit dreissig Jahren ist die Aufgabe als eine unlösbare liegen geblieben. Nun, sie ist lösbar; in nicht zu ferner Zeit gedenke ich sichere Ergebnisse vorzulegen. Im übrigen gibt es eine zwar kleine Zahl von Meistergedichten, bei denen Notkers Autorschaft nie ernstlich bestritten worden ist.

Liest man aber auch diese nicht, so deshalb, weil sie nicht ganz leicht sind und sehr weit ab von dem liegen, was wir heute in Gedichten suchen. Das ist der andere Grund.

Notker selber nannte seine Gebilde Hymnen: feierliche Lieder zu Ehren der Gottheit. Der genauere Name der Gattung wäre Sequenzen: das sind Messgesänge, Texte, die in Verbindung mit dem Halleluja des Hochamtes gesungen wurden.

Bemerken wir hier gleich des frommen Mönches stolzen Anspruch. In das heiligste Amt der Kirche, in die Messliturgie, wie Rom in grosser Vorzeit sie festgelegt hatte, schiebt er seine eigne Dichtung hinein. Er mischt sein Wort unter die Worte der Psalmen, der Evangelien und Episteln und der Kirche der frühen, mit Geist und Blut geweihten Christenheit. Dazu ist es nicht ein nur kurzes, verhaltenes Wort: in seinem Zeitalter, wo es neu war, wirkte es vermutlich als das eigenste und geschlossenste Textstück im ganzen Hochamt.

Auch andere als Notker haben Sequenzen gedichtet, manche schon vor ihm. Aber ihnen war die Sequenz eine klingende Zier der Messe: Notker bleibt derjenige, der ihr das dichterische Selbstbewusstsein gab. Seine Hymnen gehen jedesmal auf den tiefsten Gedanken des Festes, das heute zu feiern ist, sei es Weihnachten oder Ostern, sei es St. Gallustag oder Marien Himmelfahrt. Diesen Gedanken bannt er im Wort, er vergegenwärtigt ihn neu. „Eigenes“ freilich gedachte er damit nicht zu geben: er wollte vielmehr dem Uralten, dem Ewigen einen würdigen Ausdruck geben. Seine Lieder wurzeln tief und willig in der längst vorhandenen Liturgie.

Wir heute werden sagen: aus diesem Wurzelgrunde steigt hier eine Blüte auf, die in sich selber schön ist, das Werk eines grossen, unverwechselbaren Dichters. Notker hätte gesagt: der Heilige Geist kennt keine Individuen; er hat durch die Apostel das Neue Testament gedichtet, er dichtete durch die Bekenner und Priester der frühen Kirche die Messe, und er dichtete Sequenzen jetzt, wo das Weltende schon nahe ist, durch uns bescheidene Brüder von St. Gallen.

Auch in dieser christlich-mittelalterlichen Anschauungsweise findet der Stolz des berufenen Sängers seinen Raum. Notker hat ihn wie wenige vor Dante gekannt. Einen jungen Freund, dem er Grosses zutraute, rief er einmal mit den Worten an:

Nah der letzten Wende der Zeit geboren,  
Siegst zur Leier über des Altertumes  
Dichter du, die Pindar, Horaz und alle,  
Grösser im Liede.

Wenn um ebenbürtige Kunst du ringest  
Mit Jesajahs, Davids Profetenstimmen,  
Kleidest du in Formen den Tag, der ohne  
Lobgesang nackt steht.

Wer so für andre dichtet, wird sein eigenes Werk nicht klein sehen.

\*

Versuchen wir nun, der Weihnachtshymne näher zu kommen. Zweifellos, erhaben klingt sie; aber doch auch ziemlich ent-rückt.

Rasch erklärt ist die Versform. Es sind Doppelstrofen, unter sich ungleich, aber immer ein Paar gleich gebaut. Beim Hochamt wurde jeweils eine Strophe vom Chor der Mönche, ihre Gegenstrophe vom Chor der Knaben gesungen. Die Melodie dazu war durchaus einfach und ebenmässig stilisiert. Sie entsprach der lateinischen und kirchlichen Sprechkultur, die im Unterschied von der unsern (soweit wir eine haben) ein deut-

liches Auf und Ab der Stimme forderte. Im Wesentlichen leistete sie nichts anderes, als was im Deutschen eine recht feierliche, leicht monotone Vortragsart bei einem solchen Texte von selber erreichen wird. Aber nun zum Inhalt.

Das Weihnachtsfest lebt uns Heutigen in der Regel schlicht und recht als das Geburtsfest des Heilandes. Wir feiern andere Geburtstage, wie sollten wir nicht diesen feiern. Ein Kind kam zur Welt, das dann später Botschaft von Gott gebracht hat. Gott hat es so gefügt, sagt der Gläubige, er hat dies Kind auserkoren. Das ist etwas Ungemeines, gewiss; aber über das nähere Verhältnis Jesu zur Gottheit braucht man, so scheint es uns, gerade um Weihnachten nicht nachzudenken.

Die Zeit Notkers und schon die frühe Kirche sahen die Dinge recht anders an, nicht so menschlich. Sie gingen gemäss dem Anfang des Johannesevangeliums von der geheimnisvollen Idee der Dreifaltigkeit aus: in Gott selber gab es Vater und Sohn (nebst dem Heiligen Geist), lang ehe die Welt geschaffen wurde, vor aller Zeit. Einmal hat dann dieser Dreifaltige die Welt und mit ihr die Zeit geschaffen. Er hat den Menschen geschaffen und dessen Geschichte gelenkt. Er hat den Augenblick geschaffen, wo er die schon in Adam und Eva Gefallenen wieder zu sich emporheben, aus ihren Fesseln erlösen, vom angeerbten Makel reinigen wollte. Und es schien ihm richtig, diese Lösung dadurch zu vollziehen, dass er selber den Menschen in ihrer Gestalt erschien; da sie es aus eigenen Kräften nicht vermochten, wollte er ihnen vorleben, wie man im Sinne Gottes Mensch sein soll.

Dies alles hängt zusammen. Und nun ist nicht die ganze Dreifaltigkeit Mensch geworden, das bedurfte es nicht. Sondern zur Erde kam der, der schon in Gott der Sohn hiess oder auch der Logos. Wohlgermerkt, die Dreieinigkeit ging deshalb nicht auseinander, denn wie sie unendlich ist, ist sie jenseits unserer Kategorien von Raum und Zeit, von Eins und Drei. Derselbe, der in Bethlehem geboren und auf Golgatha gekreuzigt wurde, sass gleichzeitig unvermindert auf seinem Himmelsthron.

Verstehn wir das als ein Denkgespinnst, verstehn wir es als eine Mythe — gleichviel: hier haben wir nur hinzunehmen, dass Notker der Dichter von solchen Grundanschauungen ausging. Versenkte er sich in sie, so gewannen all die Wunder um Christi Geburt ihren Sinn: sie deuteten auf das grössere Wunder, dass der Schöpfer zum Geschöpf werden konnte. Dem Schöpfer wird es möglich sein, wenn er denn „Fleisch wird“, von einer Jungfrau empfangen und geboren zu werden; und er tut das eine Mal das sonst Unmögliche, damit vom Anfang her die unfassbar höhere Natur des so Geborenen — seine Macht wie seine Reinheit — sichtbar werde. Ebenso ist

es dem Schöpfer nur angemessen, wenn zu seiner Erdengeburt ein eigener Stern erscheint — die Weisen wissen, was er bedeutet! — oder wenn die Heerscharen der Engel vor den Hirten auf dem Felde ihr Gloria anstimmen. Der Schöpfer hat sich auch die sinnvolle Jahreszeit für seinen Geburtstag ausgesucht: im tiefen Winterdunkel — damit wird besonders fühlbar, wie er doch ins Dunkel dieser Welt eintritt —, aber schon eben jenseits der Sonnenwende: er wird ja geistig einen neuen Frühling heraufführen, und so werden, schon indem er da ist, die Tage länger.

Es liegt also etwas Höheres hinter all den Vorgängen, und es führt den Denkenden auf das eigentliche Wunder: dass hier in diesem irdischen Jesuskindlein die ewige Gottheit selber Erdenleib und Menschenwuchs angenommen haben soll. In einem Neugeborenen der Allmächtige, die Allwissenheit...! Wenn wir dazu sagen „unvorstellbar“, so müssen wir nur hinzufügen: genau so unvorstellbar war es schon den frühesten Gläubigen. Auch für Notker widerstritt es allen sonst gültigen Begriffen. Er nahm es wie die andern Meister der Kirche als Ur-Rätsel hin; und wenn wir sein Gedicht rein von aussen her lesen, gibt er darin nichts als jene Serie von Unwahrscheinlichkeiten, die die Kirche von jeher zu Weihnachten pries.

In Wahrheit aber gibt der Dichter weit mehr. Zunächst allein schon durch die Formung. Notkers Sprache ist schlichte Monumentalität. In gewissem Sinne fehlt ihr das „Poetische“: sie sucht keine Stimmungswerte, keinen sinnlichen Zauber; sie ist eher arm an konkreten, sehr reich an gedanklichen Ausdrücken. (Auch das, nebenbei gesagt, eine Aehnlichkeit mit Klopstock.) Und dennoch hat sie unverkennbar den Ton der Erhabenheit, ihren echten und eigenen Hymnenklang. Erinnern wir uns nun: es ist die Gnade der wahren Dichtung, dass sie die Dinge nicht nur, wie die Prosa, sagt, und auch nicht nur ihnen ein schönes Kleid umhängt, sondern eine Sprache für sie findet, in der das eigentümliche Leben der Dinge sein Wort gewinnt, viel wirklicher, lebendiger, glaubhafter als irgend ein anderes Wort. Lassen wir dem gemäss die Schwingung der notkerischen Sprache auf uns wirken, so geht uns auf: in ihrer uns ungewohnten Art, in dieser freigewachsenen Verbindung des einfachsten und des höchsten Sprachtons, der Schmucklosigkeit und der sakralen Würde liegt etwas, was dem wunderhaften Gegenstand der Incarnatio innerlich zugehört. Da wie dort taucht aus dem Irdischen ein Jenseitiges empor.

Haben wir uns solchergestalt mit der Form wie der Gedankenwelt der Weihnachtshymne vertrauter gemacht, so werden wir noch von einer andern Seite her die Meisterhand gerade dieses Dichters erkennen. Dem tiefst Geistigen gibt Notker Ausdruck, damit hebt er an; und danach lässt er doch



gern wie unwillkürlich das Geistige in Bildern dem Auge erscheinen. Die Bilder stehn da. Was sie bedeuten mögen — der Dichter braucht es nicht jedesmal zu sagen; denn in der Höhe, auf die uns schon der erste Vers erhebt, fühlt jeder durch das Erdenhafte ein Aetherlicht durchschimmern. Der erschreckende Stern in der Hymne, die himmlischen Ritter bei den Hütenden: offenbar sind das dem Dichter nicht bloss schöne Geschichten. Aber es sind ihm auch nicht bloss schöne Allegorien, deren Wert allein im Gedanken läge. Vielmehr ist dies das Kostbare, dass Notker in solch einer Hymne den Gedanken als Geschichte und die Geschichte als ein Geistiges erlebt.

Ein Austausch, ein Eins-im-Andern. Und schon gewahren wir, dass wir damit in der Sphäre der Kunst gerade das erleben, was uns das Weihnachtsereignis in der mythischen Sphäre glaubhaft machen will: die Begegnung von Ewig-geistigem und Irdischem, zwei Naturen in einer Geburt. Andre Hymnen jenes Weltalters haben diese Begegnung bestaunt und gepriesen; Notker der Dichter schafft das nach, was er feiert. Das ist sein Mysterium.